

"Endlich vor Anker in Europa" in Die Zeit (25. Juni 1971)

Quelle: Die Zeit. Wochenzeitung für Politik-Wirtschaft-Handel und Kultur. 25.06.1971. Hamburg. "Endlich vor Anker in Europa", auteur:Buhl, Dieter.

Urheberrecht: (c) Die Zeit

URL: http://www.cvce.eu/obj/endlich_vor_anker_in_europa_in_die_zeit_25_juni_1971-de-00a5670b-373f-4248-9389-e92610fec702.html

Publication date: 13/09/2013

Endlich vor Anker in Europa

Nach stürmischer fahrt: England gehört zu EWG/ Von Dieter Buhl

Luxemburg, im Juni

Mit einem Schlag gab es nur noch zufriedene Gesichter. Die Sorgenfalten waren verfliegen, als der französische Außenminister Schumann verkündete: „Die Verhandlungen mit der Regierung des Vereinigten Königreiches sind erfolgreich abgeschlossen worden“. Auf diesen Satz hat Europa lange warten müssen.

Als er fiel, war in Luxemburg; ein strahlender Sommermorgen angebrochen. Nach zwei schlaflosen Nächten saßen Schumann und Großbritanniens Europaminister Rippon Seite an Seite den Journalisten gegenüber. Sie hatten nicht mehr viel zu sagen. Die Strapazen der letzten 48 Stunden ließen sie auf große Worte verzichten, die der historischen Stunde sicher angemessen gewesen wären. „Das ist nicht das Ende der Straße“, meinte Geoffrey Rippon, „das ist nur das Ende vom Anfang für Europa.“

Bis dieses Ende erreicht wurde, verstrichen noch einmal zwei harte Verhandlungstage im Luxemburger Europa-Zentrum. Dabei ging es nicht nur um materielle Vor- und Nachteile, sondern auch um politischen Gewinn — vor allem für den britischen Europa-Minister. Er bewies in Luxemburg, daß die Fähigkeit zum Pokern eine angelsächsische Tugend ist. Rippon reizte seine Karten bis zum letzten aus. Daß er die Sechs nicht überreizte, verhinderte mehr als einmal der ausgleichende Walter Scheel. Seiner Regierung, verhalf Rippon mit dem Verhandlungserfolg zu den überzeugenden Argumenten, um nun das zweite große Hindernis zu überwinden: die Antipathie der Mehrheit der Briten gegen den Beitritt.

Die Ergebnisse, die er erzielte, kann der Europa-Minister im Parlament von Westminster vorzeigen: Die neuseeländische Frage wurde mit einem Kompromiß gelöst, der die Existenz der Butter- und Käseproduzenten, in dem fernen Land nicht gefährden wird. Der Finanzierungsbeitrag während der Übergangszeit wird das britische Budget nicht über Gebühr belasten. Und auch die Fischer und Bergbauern in Großbritannien können mit den Resultaten von Luxemburg zufrieden sein.

Stellvertretend für sie tranken Akteure und Beobachter im Europa-Zentrum an. Mittwochmorgen um sechs Uhr Champagner auf die Zukunft Europas. Sie erschien auf einmal so verheißungsvoll wie die Morgenröte am Luxemburger Himmel.

Der luxemburgische Ministerpräsident Werner sagte: „Wir werden hier die letzten Probleme ausräumen. Beitrittsverhandlungen. in Luxemburg haben bisher immer unter einem glücklichen Stein gestanden.“ Der englische Europa-Minister Geoffrey Rippon war nicht so optimistisch. Zwar hieß es, die Delegation aus Großbritannien habe den Champagner für den „europäischen Siegestag“ schon kaltgestellt, aber M. Rippon ließ sich von vorzeitiger Siegeslaune nicht anstecken. Er begnügte sich am Vorabend der entscheidenden Verhandlungen in der Bar seines Hotels mit einem Tomatensaft. Die einzige Vorhersage, zu der er sich hinreißen ließ, war die, daß es noch einmal harte Gespräche geben werde und daß eine außerordentlich wichtige Sitzung bevorstehe, „wahrscheinlich die wichtigste in der Geschichte der Verhandlungen“.

Der britische Chefdelegierte blieb auch bei seiner Zurückhaltung, als er das Europa-Zentrum in Kirchberg, hoch über der Stadt Luxemburg gelegen, betrat. Er ging in das Finale der Beitrittsverhandlungen mit der Wachsamkeit eines Marines, der sich kurz vor dem Ziel weiß, aber unangenehme Überraschungen einkalkuliert.

Die letzte Etappe auf dem Weg Großbritanniens in die Gemeinschaft war dann kein Spaziergang. Das hatte zuvor auch der französische Außenminister Schumann prophezeit. Vor Konferenzbeginn legte er sein Gesicht in ungewohnt strenge Falten und meinte: „Es wird lange dauern.“ Selbst der sonst so frohgemute Niederländer Luns sah große Schwierigkeiten voraus. Lediglich Bundesaußenminister Scheel blieb seinem Naturell treu: Er rechnete damit, daß die letzten Hindernisse recht schnell beiseite geräumt werden könnten. Die Krise kam dann aber schon am Abend des zweiten Verhandlungstages. Über die neuseeländische Butter gerieten sich die Unterhändler in die Wolle. Ungewißheit über den Ausgang des Streites beherrschte die Szene.

Scheels frühe Hoffnung war dennoch nicht unberechtigt gewesen. Die jüngste Entwicklung der Beitrittsgespräche deutete darauf hin, daß man den Schlußgalopp im verschärften Tempo absolvieren werde. Seit der Pariser Konferenz zwischen Staatspräsident Pompidou und Ministerpräsident Heath waren die Aussichten für eine reibungslose Endphase der Verhandlungen gewachsen. So hatte das letzte Luxemburger Treffen zwischen dem EWG-Ministerrat und dem britischen Europa-Minister nur eine Stunde gedauert. Diese Rekordzeit wurde erzielt, obwohl bei den Verhandlungen am 7. Juni eines der schwierigsten Probleme auf der Tagesordnung gestanden hatte: die künftige Ablösung des Pfund Sterling als Weltreservewährung.

Aber vielleicht war es gerade die weitverbreitete Ansicht, die Weichen seien ohnehin in Paris gestellt worden, die dann in Luxemburg zu Verzögerungen führte. Schließlich konnte weder den Franzosen noch den Briten daran gelegen sein, den Eindruck aufkommen zu lassen, als hätten sie die letzten Aufnahmebedingungen unter sich ausgehandelt. Schließlich sind im Ministerrat neben Frankreich fünf andere Staaten vertreten. Ihre Vertreter hatten in Luxemburg Gelegenheit, noch einmal ausführlich über die strittigen Probleme zu debattieren: der Finanzbeitrag, den die Briten während der Übergangszeit für das EWG-Budget leisten sollen, mußte vereinbart und der künftige Butter- und Käseexport Neuseelands nach Großbritannien festgelegt, werden. Der zeitraubende Gedankenaustausch über diese Themen kam nicht allen Delegationen gelegen. Zumindest in der deutschen Gruppe hieß es, daß die kontroversen Punkte in einer Nachtsitzung erledigt werden könnten.

Die Deutschen standen mit dieser Ansicht nicht allein. Im „Centre Européen“ wollten nur wenige so recht glauben, daß das Ringen um die letzten Prozente wirklich so dramatisch war, wie es dargestellt wurde. Die furchtheischenden Botschaften, die in unregelmäßigen Abständen aus dem Konferenzsaal im 2. Stock hinunter in die Presselobby drangen, ließen mitunter den Gedanken an Zweckpropaganda aufkommen. Durch Sprecher der Delegationen wurden Hiobsmeldungen lanciert. Prozentzahlen, Laufzeiten und Geldsummen wurden den ungeduldigen Journalisten mit leiser, aber, überzeugender Stimme genannt. Die Absicht solcher Zahlenberieselung war unverkennbar. Sehr, so haben wir bis zuletzt um unsere Vorteile gerungen, sollte damit suggeriert werden.

Der einzige Mann den das Zahlenspiel wirklich erschreckte, saß unterdessen in seinem Hotel, nur wenige hundert Meter vom Europa-Zentrum entfernt: John Marshall, der stellvertretende Ministerpräsident von Neuseeland. Er wartete besorgt auf den „Anti-Marshallplan“, die zwischen den Sechs Rippon ausgehandelte Quantifizierung der neuseeländischen Molkereieexporte. Als einziger Trost blieb ihm die Gewißheit, daß die Verhandlungspartner die Zukunft Europas nicht am Käse scheitern lassen würden. Diese Gewißheit John Marshalls wurde freilich erschüttert, als ihm die Bedingungen der Sechs, vorlagen. Sie waren für den Neuseeländer ein Schock. Ohne Zögern ließ er die Briten, die auf ein Jawort hofften, wissen: „Wir erwarten eine wesentliche Verbesserung der Bedingungen, bevor wir unsere Zustimmung geben.“

Die neuseeländischen Molkereiprodukte blieben auch, am zweiten Konferenztag das heikelste Thema, obwohl sie zuvor die Verhandlungspartner schon um den Schlaf einer Nacht gebracht hatten. Im vollklimatisierten und gegen jeden Lärm abgeschirmten Konferenzsaal des Europa-Zentrums mit seinen Ledersesseln und dem augenschonenden indirekten Licht, verlieren die Marathonsitzungen zwar viel von ihren Schrecken; aber sie bleiben auch auf komfortablem Terrain eine Qual. Der einzige, der sie nicht länger ertragen mochte, war der niederländische Vertreter Luns. Er verabschiedete sich kurz nach Mitternacht von seinen Amtskollegen mit dem unüberhörbaren Hinweis auf die Unzumutbarkeit des nächtlichen Debattierens. Geoffrey Rippon dagegen konnte sieb keinen vorzeitigen Abgang gestatten. Er mußte präsent bleiben für den Augenblick, an dem ihn die Sechs aus seiner Suite herüberboten in den Konferenzsaal.

Das Warten ist freilich für den britischen Europa-Minister nichts Außergewöhnliches. Die langen europäischen Nächte hat er inzwischen zur Genüge kennen gelernt. Seit der Aufnahme der Gespräche hat er den Beitrittswünschen seines Landes mehr als einmal seinen Schlaf geopfert. Denn der Geist von Den Haag, den Pompidou und Brandt auf der Gipfelkonferenz im Dezember 1969 beschworen, hatte die Gemeinschaft zwar inspiriert und den britischen Beitritt wahrscheinlich werden lassen — aber vor den Erfolg hatten vor allem die Franzosen hohe Forderungen an Großbritannien und damit langwierige Verhandlungen gesetzt.

So dauerte es von der Eröffnung der neuen, dritten Verhandlungsrunde im Juni 1970 bis Mitte Mai dieses Jahres, ehe die Briten die ersten Hürden genommen hatten: in Brüssel akzeptierte die britische Delegation den von den EWG-Ministern vorgeschlagenen Beteiligungsmodus am Budget der Gemeinschaft; die Übergangszeit für die Landwirtschaft Großbritanniens wurde auf fünf Jahre festgelegt, und die EWG sicherte London zu, die Interessen der zuckerproduzierenden Commonwealthländer zu berücksichtigen.

Doch alle Verzögerungen, alles Ringen um noch so wichtige ökonomische Entscheidungen konnten keinen prickelnden Zweifel mehr provozieren. Wird Großbritannien Mitglied oder nicht? Das war seit Den Haag keine Frage mehr. Denn der politische Wille, die Gemeinschaft zu erweitern, war vorhanden. Er würde, das war sicher, alle Berge versetzen, ob sie nun aus Butter, Käse oder Zucker bestünden. Fraglich waren nur noch die Modalitäten. Der Kampf um Prozente und Pfunde vermochte den Glauben an das Ergebnis nicht mehr zu erschüttern. Doch dann, als der Schluß der Verhandlungen nahte, als im Luxemburger Europa-Zentrum die letzten Neuigkeiten verbreitet wurden, stellte sich noch einmal Spannung ein: Der Weg Englands in die EWG scheint blockiert. Ungewißheit breitete sich aus.

Im Vergleich freilich zu der Dramatik, die die verschiedenen Etappen auf Großbritanniens Weg nach Europa kennzeichnete, waren derlei Neuigkeiten Lappalien am Rande einer historischen Entwicklung. Eingeleitet wurde sie, als Winston Churchill ein Jahr nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Zürich eine bedeutende Rede hielt. Zu jener Zeit war Großbritannien weit vom Kontinent entfernt. Für die Briten war die alte Welt noch in Ordnung. Das Empire garantierte weiterhin Macht und Unabhängigkeit. Churchills Zürcher Forderung, „wir müssen so etwas wie die Vereinigten Staaten von Europa schaffen“, wurde daher nicht mißverstanden. Denn er ließ keinen Zweifel daran, daß dieses „neue Europa“ von Frankreich und Deutschland gegründet werden müsse und Großbritannien lediglich „sein Freund und Förderer“ sein würde.

Auch als die Montanunion installiert wurde und die Außenminister der daran beteiligten Länder in Messina über die Zukunft des Kontinents berieten, hielt sich Großbritannien zurück. Der damalige Premierminister Eden konnte seine Landsleute leicht von den Vorzügen der „*splendid isolation*“ überzeugen, als er meinte: „Ich habe es im Gefühl, daß wir uns keiner Organisation mit supranationalen Befugnissen anschließen sollten.“

Erst als die Grenzen Kritischer Macht am Suez sichtbar geworden waren, erst als das Entstehen einer neuen wirtschaftlichen, Kontinentalmacht nicht mehr zu bezweifeln war, änderte die britische Regierung ihre Meinung. Noch vor der Unterzeichnung der Römischen Verträge brachte London den Plan einer europäischen Freihandelszone in die Debatte. Doch diese Intervention hatte nun keine Wirkung mehr. Die EWG hatte sich bereits weitreichende politische Integrationsziele gesetzt. Und Alfred Moser, der EWG-Kabinettschef, sprach vielen Europäern aus dem Herzen, als er bald nach dem Inkrafttreten der Römischen Verträge meinte: „Dem *Foreign Office* fällt es schwer einzusehen, daß sich die Zeiten geändert haben und daß die alte englische Politik der Einflußnahme auf den Kontinent nicht mehr gültig ist. England muß sich daran gewöhnen, daß es die Mitbestimmung auf dem Kontinent nicht mehr umsonst haben kann.“

Der Übertritt auf den Kontinent war teuer geworden. Diese Erfahrung hat Großbritannien im vergangenen Jahrzehnt wiederholt machen müssen. Diese Erkenntnis wog umso schwerer, als London immer dann nach Europa drängte, wenn die britische Wirtschaft auf einem Tiefpunkt angelangt war. Der letzte aus der Reihe der Regierungschefs, der sich nach dem Eintrittspreis erkundigte, war Edward Heath. Seine Fahrt zu Pompidou nach Paris war indessen kein Canossa-gang. Aber sie bewies wieder einmal, wie beschränkt die Souveränität Großbritanniens geworden ist, über seine europäische Zukunft selber zu entscheiden.

Die Vorgänger Heaths hatten es schwerer gehabt. Sie mußten mit General de Gaulle verhandeln. So verflüchtigten sich Macmillans Hoffnungen vor dem Kamin in Schloß Rambouillet. Möglicherweise waren es sprachliche Mißverständnisse zwischen den beiden Staatsmännern über die Rolle der britischen Nuklearwaffe in einer vom General gewünschten Atomstreitmacht Europas, die das Scheitern provozierten. Jedenfalls verkündet; de Gaulle wenige Monate später, am 14. Januar 1963, auf einer seiner dramatischen -Pressekonferenzen, England sei noch nicht reif für Europa.

Eine ähnliche Abfuhr erlitt Harold Wilson. Nachdem er den Beitragsantrag gestellt hatte, blieb ihm nur

kurze Zeit die Illusion eines möglichen Erfolges- Dann verteilte der General vor der Presse nach einmal seine Zensur über die europäische Reife Großbritanniens: „Es muß sich noch eine sehr weitgehende, eine sehr tiefe Veränderung vollziehen, ehe die britischen Inseln am europäischen Festland verankert werden können.“

Erst unter Edward Heath bewahrheitete sich, was Wilsons Außenminister George Brown 1967 noch voreilig verkündet hatte: „Wir sind auf dem Wege nach Europa, Freunde.“ Nach dem Luxemburger Finale ist Großbritannien nun endlich dort angekommen.